

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 12 (1936-1937)
Heft: 2

Artikel: In Meiers Keller
Autor: T.G.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066170>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



IN MEIERS KELLER

Von T. G.

Illustration von August Frey

«Kommst du heute nachmittag ein wenig zu mir, Bethli?» — «Nein, ich kann nicht, ich habe jetzt einen Wochenplatz!» Weg war sie; nur die rote Kappe leuchtete noch einmal auf aus der Menge der Kiuder, die aus dem Schulhaus strömten.

Nachdenklich machte sich Annemie auf den Heimweg. So, einen Wochenplatz — ja, sie wusste, was das war; früher hatten sie zu Hause auch immer ein Wochenplatzmädchen gehabt, das zum Abwaschen kam und mit Annemie spielte, wenn Mama in die Stadt ging. Früher — damals, als Mama noch in die Stadt gehen konnte, als sie noch gesund war, als sie noch Annemies fröhliche, schöne junge Mama war, als Papa noch heiter und froh war. Papa, lieber Papa! Er war

so anders geworden, so ernst und schweigsam, und oft sah er sie so traurig an, dass sie sich ihm am liebsten weinend an den Hals geworfen hätte. Aber das durfte sie nicht, denn einmal, als sie weinte, mahnte Papa leise: «Nicht weinen, Annemie, das tut der Mama noch mehr weh; sie ist ja so krank!»

Schon viele Monate war die Mama krank. Sie war operiert worden, hatte eine Pflegerin gehabt, war zur Kur fortgewesen; aber trotz allem wurde es nicht mehr ganz gut. Immer trüber wurden die Gesichter der Eltern. Immer häufiger auch hörte Annemie Gespräche, die sich um Geld drehten, um Krise, um Lohnabbau. Die Mutter versuchte, den Haushalt wieder selbst zu besorgen; sogar das Wochenplatzmädchen wurde entlassen.

Papa kochte morgens den Kaffee, besorgte die Heizung; Annemie lernte Geschirr abwaschen und Schuhe putzen. Der Vater sagte, alle Mädchen müssten das lernen, wenn sie grösser würden. Aber Annemie machte sich ihre eigenen Gedanken. Sie war ein stilles Kind; aber ihre grossen blauen Augen sahen viel, und über alles musste sie lang und gründlich nachdenken. Da war so vieles, was die Grossen taten, sagten oder verschwieg und was man nicht verstand. Warum rauchte Papa nicht mehr? Warum kamen keine Bekannten mehr zu Besuch? Warum gingen die Eltern nie mehr ins Theater? Warum seufzte Mama jedes Mal, wenn sie einen Brief öffnete? Und manchmal, wenn ein grüner Zettel darin lag, liess sie sich auf einen Stuhl sinken, legte die Stirn in die Hand und flüsterte: « Mein Gott, schon wieder... » Vieles war mit Mamas Krankheit zu erklären; aber warum hatte man dann keine Hilfe für den Haushalt?

Annemie begriff, dass ihre Eltern schwere Sorgen haben mussten, und so wagte sie gar nicht, an das herannahende Weihnachtsfest zu erinnern. In der Schule wurde längst davon getuschelt:

« Ich bekomme ein Paar Ski! »

« Ich einen Puppenkochherd, auf dem man richtig kochen kann! »

« Ich stricke dem Vater Socken! »

Ja, das beschäftigte Annemie am meisten: sie wollte so gern etwas schenken, den Eltern eine Freude machen, gerade jetzt, wo sie so traurig waren. Aber wie sollte sie das anfangen? Sie erhielt kein Taschengeld, und in ihre Sparbüchse war auch schon lang nichts mehr gekommen. Wenn sie doch Geld verdienen könnte! Da auf einmal erinnerte sie sich wieder an Bethli und ihren Wochenplatz. Konnte sie denn nicht auch einen Wochenplatz annehmen? Zwar musste sie zuerst zu Hause abwaschen; aber am Mittwoch und am Samstag hatte sie ja nachher den ganzen Nachmittag Zeit, konnte vielleicht Kinder hüten oder Besorgungen machen. Ja, ja, das ging sicher! Unwillkürlich ging sie schneller und kam mit rotem

Kopf und leuchtenden Augen zu Hause an.

* * *

Klopfenden Herzens vertraute sie sich am andern Morgen ihrer Freundin an. Es traf sich gut: Bethli war gestern von ihrer Arbeitgeberin gefragt worden, ob sie nicht ein Mädchen wüsste, das der Frau Meier nebenan an freien Nachmittagen helfen würde. Bethli hatte versprochen, Umschau zu halten. An Annemie hatte sie zwar am allerwenigsten gedacht; sie hatte sich immer bevorzugt gefühlt durch die Freundschaft der zarten, sorgfältig gekleideten Schulkameradin, die einen « studierten » Papa hatte und so eine feine, stille Mama und so eine schöne Wohnung, dass man ganz andächtig und ein bisschen bedrückt wurde darin. Annemie an einem Wochenplatz? « Was würde aber deine Mama sagen? » fragte Bethli ganz ängstlich. « Die darf es gar nicht merken, sonst kann ich sie ja nicht überraschen an Weihnachten! » Das leuchtete Bethli ein; sie war praktisch veranlagt und dachte nicht über das Selbstverständliche hinaus.

So trocknet Annemie am nächsten Mittwoch so rasch wie möglich das Geschirr ab, sagt: « Ich gehe zum Bethli! » und schlüpft aus dem Haus. Es ist ja nicht gelogen! beruhigt sie ihr aufgeregtes Gewissen; denn Bethli wartet wirklich auf der Strasse; sie will mit ihr zu Frau Meier gehen. Schnell trippeln die beiden durch die Strassen; es ist ziemlich weit, man muss sogar ein Stück durch die Stadt gehen.

Wie sie in die Zeughausgasse kommen, sagt Annemie erschrocken: « Was ist da passiert? »

« Wo? Aha, das ist nur das Arbeitsamt », sagt Bethli beruhigend, und auf Annemies fragenden Blick erklärt sie: « Weisst, die Arbeitslosen, die warten hier, und manchmal telephoniert jemand und braucht einen Arbeiter, und dann sagt man es ihnen. Wie mein Vater im letzten Frühling seine Arbeit verlor, ging er auch eine Zeitlang jeden Tag hierher,

und dann hat er die Stelle bekommen, die er jetzt hat. »

Sie erzählt das ganz selbstverständlich; aber Annemie antwortet nichts, und ihre Augen sind gross und dunkel geworden. Sie wagt kaum hinüberzusehen nach der andern Strassenseite, wo die vielen Männer herumstehen und so finstere Gesichter machen. Heute, auf dem Wege zu ihrem ersten Arbeitsplatz, begreift sie erst, was Geldverdienen heisst, und was es bedeutet, kein Geld verdienen zu können. Sie will ja das Geld nur für ein paar Weihnachtsgeschenke; aber diese Männer da drüben, die müssen doch Geld haben, um essen zu können, um Kleider zu kaufen, um eine warme Stube zu haben, für sich und ihre Frauen und ihre Kinder! Annemie hat bisher wohl gemerkt, dass ihre Eltern Kummer haben; aber es hat ihr noch nie am Nötigen gefehlt; jetzt erkennt sie zum erstenmal, was Armut heisst, und ein brennendes Mitleid erfüllt ihr kleines Herz. Vielleicht, wenn sie ihren Eltern nur ein ganz kleines Geschenk kaufte, und den Rest ihres Wochenplatzlohnes einem Arbeitslosen gäbe? Aber nie würde sie den Mut aufbringen, einem fremden Manne Geld zu geben!

* * *

« So, bist du also das neue Wochenplatzmeiteli! » sagte eine freundliche, aber zu laute Stimme. « Etwas klein bist du ja, aber es wird schon gehen. Danke, Bethli, und ich lasse die Frau Reber grüssen und ihr auch vielmals danken! » Schon trappelt die Freundin die Treppe hinab. Annemie steht allein vor der grossen, umfangreichen Frau mit den stechig-schwarzen Äuglein.

« Wie heisst du? ... So, Annemie? nobel! » brummt Frau Meier und betrachtet misstrauisch das hübsche Kleidchen des Kindes. Eingeschüchtert folgt ihr die Kleine durch den dunklen Gang in die Küche. « Da musst du zuerst das Geschirr abwaschen. Nimm das Wasser schön heiss, und dieses Becken da ist zum Spülen, und die Gläser nimmst du zuerst, und ... » Am Ende einer langen Reihe

weiterer Ermahnungen fragt sie: « Verstanden? »

« Ja, wir machen es zu Hause auch so », sagt Annemie schüchtern.

« So? So? » brummt Frau Meier verdutzt und geht schnell hinaus in einem Gemisch von Ärger und Verwunderung, dass bei jemand anderm, noch dazu in der Familie eines Wochenplatzmeitschis, ebenso sorgfältig und gründlich abgewaschen werde wie bei ihr.

Annemie macht sich an die Arbeit, so flink sie nur kann. Sie ist froh, dass sie allein ist. Während des Abtrocknens hört sie im Flur draussen das Schnurren der Wähl scheibe des Telephons und gleich darauf Frau Meiers gellende Stimme: « ... ich brauche einen Mann zum Holzsägen, Kistenholz ... ja, sofort, für diesen Nachmittag ... wieviel? Einen Franken fünfzig die Stunde? ... also meinetwegen, aber keinen Rappen mehr! »

« Aha, das Arbeitsamt », denkt Annemie sofort, noch unter dem Eindruck ihres Erlebnisses auf der Strasse. Ob das viel ist, ein Franken fünfzig die Stunde? Sie bekomme einen Franken für den Nachmittag, hat ihr Bethli stolz verkündet, und Annemie hat freudig errechnet, dass es bis Weihnachten ein schönes Sümmchen sein wird. Aber wenn man davon leben muss? Wieviel kostet wohl das tägliche Essen für eine Familie? Wieviel mag ihr Papa verdienen? Sie versucht, sich in den Zahlen zurechtzufinden. Sie weiss zwar, was die einzelnen Lebensmittel kosten, denn sie macht ja die Besorgungen für ihre Mutter; aber sie hat noch nie daran gedacht, die Ausgaben zusammenzuzählen. Das macht Mama. Ja, und seufzt dabei ... Neue Gedanken steigen in Annemie auf, und ihr Gesichtchen wird immer ernster und älter.

Da kommt Frau Meier und schaut sich blitzschnell in der ganzen Küche um. Annemie ist fast fertig, und Frau Meiers breites Gesicht wird freundlich. « So, das hast du ja ganz schön gemacht. Jetzt kannst du ein paar Einkäufe machen gehen; hier habe ich dir alles aufge-



schrieben, und hier ist das Geld, fünf Franken, trag Sorge dazu! »

Als Annemie zurückkommt, ist schon wieder ein neuer Auftrag für sie bereit. Inzwischen ist es vier Uhr geworden. Frau Meier legt ein Stück Käse und einen grossen Brotanschnitt auf einen Teller und schenkt ein Glas Most ein: «Trag das in den Keller hinunter zu dem Mann, der das Holz zersägt. Es wird wohl so ein Halbverhungerter sein. Sie können einem ja leid tun, diese Arbeitslosen! Aber trauen kann man ihnen halt doch nie so ganz; schau doch grad nach, ob etwa noch der Schlüssel vom Weinschrank steckt, das habe ich vergessen.»

Annemie macht sich auf den Weg. Frau Meier ist doch eigentlich ganz nett, dass sie dem Mann etwas zu essen gibt; nur das mit dem Weinschrank ... Aber je finsterer die Kellertreppe wird, desto mehr neigt Annemie dazu, Frau Meiers Misstrauen und heimlichen Widerwillen gegenüber dem Arbeitslosen zu teilen, und zuletzt hat sie ganz einfach Angst vor ihm. Wer weiss, was das für ein Mann ist — schaudernd denkt sie an die finstern Gestalten vor dem Arbeitsamt — und sie so allein mit ihm in dem dunkeln Keller! Sie zittert jetzt am ganzen Leibe; das Glas auf dem Teller klingt leise; das Herz klopft ihr im Halse, die Schläfen schmerzen, kalter Schweiß tritt auf ihre Stirn. Zögernd bleibt sie auf einem Treppenabsatz stehen. Sie ist kein mutiges Mädchen, ihre ängstliche Mama hat sie zur Vorsicht erzogen; aber sie ist gewissenhaft, und auch ihr Mitleid mit dem hungrigen Arbeitslosen drängt sie vorwärts. Rasch geht sie die letzten Stufen hinunter und um die Ecke. Sie atmet auf: da vorn brennt Licht. Gleichmässig kreischt die Säge durch das Holz. Der Rücken des Mannes bewegt sich, sein Ellbogen geht in ruhigem Takt vor und zurück, vor — zurück. Das Kind fasst sich ein Herz und geht vorwärts, sorglich auf das gefüllte Glas blickend. Jetzt hebt der Mann den Kopf und lässt die Säge ruhen. Er hat Schritte gehört und wendet sich um.

« Papa! »
« Annemie! »

Es ist ganz still. Dann beginnt das Glas heftig zu klingen und wäre unfehlbar auf den Boden gefallen, hätte es der Mann nicht genommen und beiseite gestellt. Dann zieht er das heiss aufschluchzende Kind in seine Arme und drückt es fest an sich.

Nach einer Weile sitzen Vater und Tochter auf einer Kiste und erzählen einander, wie sie hierher geraten sind. Annemie erfährt, dass ihr Vater, nach mehrfachem Lohnabbau, zuletzt seine Stellung bei der grossen Industriefirma verloren hat und seit vierzehn Tagen arbeitslos ist. Die Ersparnisse sind längst aufgebraucht durch die Krankheit der Frau; aber die Kranke weiss darüber nicht die volle Wahrheit; sie, die nie gewöhnt war, zu sparen, leidet schon jetzt so unter den Einschränkungen, dass ihr der Mann nicht noch mehr zumuten wollte. So hat er auch noch nicht den Mut gefunden, ihr seine Entlassung mitzuteilen. Pünktlich wie immer geht er morgens und mittags fort — auf die Stellensuche. Dazwischen meldet er sich auf dem Arbeitsamt und nimmt jede Arbeit, die sich ihm bietet, um am Ende des Monats wenigstens einen Teil des « Gehalts » heimbringen zu können. Bis Neujahr kann er vielleicht auf diese Weise durchhalten; wenn er bis dahin keine Stelle gefunden hat, weiss er auch nicht, was werden soll. Aber das Weihnachtsfest wollte er seiner Frau und seinem Kinde nicht so grausam zerstören, deshalb schwieg er ...

Annemie hat aufmerksam zugehört, und langsam ist ein leises Leuchten in ihren verweinten Augen aufgegangen. Was für einen wundervollen Vater hat sie doch! Welch tapferer, guter, liebevoller Mann ist er! Und nun darf sie sein Geheimnis mit ihm teilen, wie eine grosse Tochter, darf seine Vertraute sein! Zaghaft und stolz zugleich schaut sie zu ihm auf. Er versteht ihren Blick und sagt warm: « Ja, Annemie, ich glaubte, du seiest noch zu klein, um das alles zu verstehen; jetzt sehe ich, dass du ein grosses,

tapferes Mädchen bist. Nun bin ich froh, dass du alles weisst; du bist jetzt mein Kamerad, und wir wollen fest zusammenhalten, um der armen Mama das Leben zu erleichtern, wo wir können. Wir wollen ihr so lang wie möglich verschweigen, wie schlecht es mit uns steht. Dass du schweigen kannst, hast du ja schon bewiesen mit deinem Wochenplatz. »

Annemie schnellt auf: « Herrjeh ja, Frau Meier sucht mich gewiss schon! »

Schnell und scheu küsst sie den Vater, dann huscht sie hinaus. Bei der Treppe wendet sie sich noch einmal um und legt den Zeigfinger feierlich auf die fest geschlossenen Lippen. Der Mann tut daselbe, und ein zärtliches Lächeln erhellt seine ernsten Augen. Er lauscht den flinken Kinderfüßen nach, dann geht er mit neuem Mut an die Arbeit.

UNSERE NEUE RUNDFRAGE

Glücksfälle und gute Taten

Es liegt im Wesen der Tagespresse, dass den unerfreulichen Ereignissen viel mehr Raum gewidmet wird als den erfreulichen. Wenn eine Bank mit normalem Reingewinn abschliesst, ist das keine wichtige Neuigkeit, wohl aber wenn sie falliert. Bringt ein entmenschter Trunkenbold seine ganze Familie mit der Axt um, so erhält diese Untat eine grosse Publizität. Von einer Mutter, die zu ihren eigenen Kindern noch ein elternloses Kleines aufnimmt, steht keine Zeile in der Zeitung.

Ein Leser des « Schweizer-Spiegels » hat uns deshalb den Vorschlag gemacht, eine neue Rubrik « Glücksfälle und gute Taten » einzuführen. « Ich bilde mir ein », schreibt er, « damit könnte mindestens soviel Gutes gestiftet werden als mit ausführlichen Schilderungen von Unglücksfällen und Verbrechen. »

Wir folgen dieser Anregung und erlassen hiermit an unsere Leser eine Rundfrage:

Beschreiben Sie uns gute Taten, die Sie gesehen haben, und die Ihnen besonders Eindruck machten

Es muss sich dabei durchaus nicht um Taten handeln, die äusserlich grossartig oder dramatisch sind, um Rettung von Menschen mit eigener Lebensgefahr usw. Vielleicht lag die edle Tat, die Sie bewegte, darin, dass ein junges Mädchen unter Verzicht auf alle Annehmlichkeiten es fertigbrachte, aus ihrem bescheidenen Einkommen einem Bruder das Studium zu ermöglichen. Oder Sie beobachten, wie ein pensionierter Postbeamter zwei, drei Hunde aus der Nachbarschaft, von denen

er den Eindruck hat, dass sie etwas mehr Bewegung haben sollten, auf seinen täglichen Spaziergang mitnimmt.

Die Tat, die Sie beschreiben, muss sich nicht in den letzten Tagen zugetragen haben, vielleicht handelt es sich um eine Erinnerung aus Ihrer Kindheit.

Die angenommenen Beiträge werden honoriert. Wir bitten Sie, dieselben bis zum 10. November einzusenden.

*Redaktion des « Schweizer-Spiegels »,
Hirschengraben 20, Zürich 1.*